



Nie werde ich ihrer vergessen,
denn sie pflanzte und nährte zuerst
den Keim des Guten in mir:
sie öffnete mein Herz den Eindrücken
der Natur, sie weckte und erweiterte
meine Begriffe, und ihre Lehren haben
einen immerwährenden, heilsamen
Einfluß auf mein Leben gehabt.

Immanuel Kant

Glasschliffbild im Rathaus zu Gelsenkirchen

Aus dem Leben ostpreußischer Mütter

Alle Frauen sind geboren, Licht zu sein auf dieser Welt!



Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur

Liebe Freunde und Landsleute!

Für jede Mutter in der weiten Welt bedeutet leben — lieben. So nahe beieinander, ja untrennbar steht bei ihr beides: Leben geben und Liebe geben — ein ganzes Leben lang alles ihr Anvertraute lieben, umsorgen, leiten, dafür eintreten bis zum Letzten. Wenn wir nun dieses Heft herausgeben und damit aus dem Leben ostpreußischer Mütter erzählen, so war und ist in unserer Heimat Ostpreußen der Urgrund wie überall. Doch haben Landschaft, Erbe, Neuaufgenommenes und das Schicksal dieses Landes auf ganz besondere Weise auch jedes Einzelleben unserer Frauen und Mütter geprägt. Diesem Besonderen, das auf die verschiedenste Weise sich äußert und zum Leuchten kommt, sind wir nachgegangen und haben aus der Fülle der Beispiele Erzählungen und Berichte aus alter und neuer Zeit zusammengestellt, die nun in dieser Auswahl vorliegen. Das Leben und unermüdliche Tätigsein einer kinderreichen Mutter auf einem Hof hat darin ebenso Raum wie das Wirken einer Künstlerin in Familie und Berufung; Fluchtzeit, Not und Tod sind darin verwoben wie frohe und helle Zeiten. Und das schwere Los unserer noch heute in Ostpreußen lebenden Mütter, wie es in kurzen Briefauszügen zum Ausdruck kommt, gehört ebenfalls dazu.

Ruth Geede, die dieses Heft mit zusammenstellte und wesentlich durch Beiträge bereicherte, sowie allen Schriftstellern und Verlagen, vor allem aber auch unsern Künstlern, die uns Nachdrucke gestatteten, sagen wir herzlichen Dank!

„Weil Gott nicht alles allein machen konnte, schuf er die Mütter“ — von unsern ostpreußischen Müttern wollen wir nun hören. Diese Herausgabe möchte Ihre Zusammenkünfte bereichern und vertiefen und allen Lesern, jungen und alten, ein Zeugnis sein unserer Heimat und ihrer Menschen.

Hanna Wangerin

Mutterchen . . .

Fast hat man Scheu, von ihnen zu sprechen. Ich denke da an meine eigene Mutter. Als damals der Brauch, den zweiten Sonntag im Mai zum Muttertag zu erheben, von Amerika zu uns kam, lehnte Mutter ihn energisch ab. „Entweder denkt man immer an seine Mutter und braucht kein Wort darüber zu verlieren, oder nur einmal im Jahr, wie angeordnet ist, und dann ist die Liebe nicht echt.“

Nun, der Muttertag ist inzwischen zu einer feststehenden Einrichtung geworden, und das ist ganz gut so, denn so wird doch ein wenig von dem, was eine Mutter in ihrem Leben an Liebe, Kraft und Geduld vergeben muß, gewertet. Ganz kann diese Rechnung nie beglichen werden. Wer wollte sie auch aufstellen? Am allerwenigsten die Mütter selber. Was man heute in Leistungswerten oder gar mit Zahlen dokumentieren will, ist für jede Mutter — wobei es völlig gleich ist, ob es sich um eigene oder anvertraute Kinder handelt — eine selbstverständliche, ihr von Natur gegebene Aufgabe, die nicht nur Kraft erfordert, sondern auch Kraft gibt, und die im Grunde überhaupt nicht meßbar ist.

Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß meine Urgroßmutter — von der ich an anderer Stelle in diesem Heft erzähle — sechzehn Kinder gebar und frisch und elastisch blieb bis an ihr spätes Lebensende? Sie hat nie Gabe und Gegenwert aufgewogen, sie hat nie gefragt, ob sich je die Liebe, die sie gab, einmal ‚auszahlen‘ würde, sie hat ihre Kinder geboren und jedes neue Leben mit Freude begrüßt, und ihr Dasein wäre ihr vielleicht überhaupt nicht lebenswert erschienen, wenn sie das Werden eines neuen Menschen nicht immer wieder erlebt hätte.

So waren sie wohl alle, die Frauen, von denen wir hier erzählen wollen, Mütter von Künstlern und Mütter, deren Name nie genannt wurde. Sie waren Mütter, sie waren Ehefrauen, sie waren gute Lebensgefährten. Sie rechneten nicht die Mühen eines langen Frauenlebens auf, und wenn sie es getan hätten, dann wäre wohl auf der Haben-Seite ein beachtliches Guthaben an Freude und Zufriedenheit und ganz einfachem Glück hinzugekommen. Und vielleicht auch ein leiser Stolz auf die Kinder, die ‚gut einschlugen‘.

„Mutterchen“ sagten wir — manchmal Mutti, selten Mama. ‚Mutterchen‘ — dieses Wort gehörte ganz der ostpreußischen Mutter. Das ernste Wort Mutter und dann angehängt diese Silbe, mit der unsere Heimatsprache so großzügig umging und die durchaus keine Verniedlichung bedeuten sollte. Dann wäre aus dem Wort Mutter ja ein ‚Mütterchen‘ geworden — das hätte uns seltsam geklungen. Es war vielmehr ein Ausdruck der Innigkeit, der Herzenswärme, der Verbundenheit mit allem, was wir liebten. Das war Ernst und Fröhlichkeit zugleich, Respekt und Liebe: Mutterchen. Manchmal sagten wir auch ganz einfach ‚Mutichen‘. Und aus dem bedeutungsvollen Wort ‚Großmutter‘ wurde ‚Großchen‘. Steht bei diesem Wort nicht das Bild einer alten Frau vor unsern Augen auf, einer Frau mit weißem Scheitel und guten Augen, mit Händen, die streicheln konnten und mit einem schmalen Mund, der doch so gerne lachte? Großmutter — das wäre eine Frau gewesen, der man respektvolle Achtung zollte, die in jenem gewissen Abstand blieb, den der Generationsunterschied erforderte. Großchen, das war ‚ein ganzer Pungel Liebe‘, das war ein junggebliebener Mensch, in dem die Kinder ihren besten Spielkameraden und ihre Retterin aus mancher Kindernot sahen.

Mutters Liebe war niemals fordernd, heischend, bedrückend. Sie war still und



gut, manchmal zurückhaltend, es wurden keine großen Worte darum gemacht. Sie war ganz einfach da, immer da, auch wenn man als erwachsener Mensch heimkehrte nach Jahr und Tag. Dann gab es keine fordernde Frage, kein Verlangen nach Rechenschaft — dann war der Mann, der die Welt kannte, wieder Kind, und es war alles so wie einst, so ohne Last und Bitterkeit und Enttäuschung, es war nichts da als Wärme, Geborgenheit und die schützende Muschel: Mutters Hand. Was ist geblieben?

Ich traf neulich eine alte Ostpreußerin. Wir saßen im Wartezimmer eines Arztes zusammen. Sie erzählte mir von ihrem Sohn, den sie besucht hatte. „Er lebt jetzt im Rheinland“, sagte sie, „er hat eine gute Frau und ein kleines Häuschen. Sie wollten mich gar nicht fortlassen, aber ich mußte ja zu Vatchen, der hatte nicht mitgekonnt. Aber, so hat mein Sohn gesagt, wenn der Vatchen mal nicht mehr ist, dann kommst du zu uns, Mutterchen. Nirgends anders gehst hin, hörst? Du bekommst dein Zimmer für dich allein und brauchst nicht zu bezahlen, sollst leben, wie du willst. Bin ich nicht ein glücklicher Mensch, daß ich solch einen Sohn hab?“

Vielleicht hätte man auch sagen können:

„Ist der Sohn nicht glücklich zu nennen, daß er eine solche Mutter hat?“

JOHANNA WOLFF

Der Gang nach Ragnit

Es war im Anfang der sechziger Jahre zu Tilsit in Ostpreußen, da trat an einem Sommer-Sonntagmorgen, früh, da es noch taugig lag, eine einfache Frau aus einem Häuschen ganz hinten auf der Meerwisch.

Die Frau führte ein Kind an der Hand, ein Mädlein, rundköpfig war's und kräftig gebaut, es mochte nicht ganz fünf Jahre zählen. Mutter und Kind waren sonntäglich angetan; über beiden lag es seltsam feierlich, als hätten sie einen besonderen Ausgang vor. Die Frau war nicht mehr jung; sie hatte volles, dunkel gewelltes Haar und dunkle bange Augen in einem blassen Gesicht, das vergrämt aussah.

Das Kind an ihrer Hand war helläugig, die blonden Haare, rund um den Kopf geflochten, lagen in zwei festen kleinen Zöpfen dicht im Nacken.

Behende schritt es aus und sah die Mutter an mit jener Art Verständigkeit, die einzigen Kindern eigen zu sein pflegt.

Sie gingen schweigsam durch kleine Straßen mit holprigem Pflaster, und die Kinderhand war es, die die Hand der Mutter anzog, wenn da ein Loch vor ihnen war, oder ein Stein, gegen den sie hätte stoßen können. So kamen sie auf die Landstraße, die über die Freiheit hinaus nach dem Städtchen Ragnit führte.

„Komm, Hanneken“, sagte die Mutter und saß nieder an der Ecke des ersten Kornfeldes; sie zog sich Schuhe und Strümpfe aus, das Kind tat's ihr ungeheiß nach.

Die Frau steckte sich den guten Oberrock hoch und Hanneken war sofort dabei, mit seinem Röcklein das gleiche zu tun. Die Mutter war ihm behilflich und band sich und ihm ein säuberlich gewaschenes und gesteiftes Tüchlein wie eine Haube um den Kopf. Des Kindes Hand griff auch flugs nach dem Bündelchen, in dem nun die Schuhe und Strümpfe steckten, aber die Mutter wehrte ihm. „Wirst noch müde genug werden,“ sagte sie, und dann schritten sie wiederum fürbaß. Es war eine gute deutsche Meile, die man zu wandern hatte, bis man nach Ragnit kam.

Die Sonne war hochgestiegen, es fing an heiß zu werden. Der Tau war verschwunden, und blau lachte der Himmel, so weit man sehen konnte. Aber ein frischer Wind ging daher. Hanneken hörte ihn leise knittern in dem gesteiften Tuch an seinen Ohren. In sich versunken tat die Mutter einen Schritt nach dem anderen, und das Kleine fühlte die schweren Gedanken neben sich hergehen und fühlte sie wie eine Last in dem Sonnenschein, der so licht war. Leise machte es sich los und trabte für sich; es schaute den Lerchen nach, die vor ihm am Feldrain aufwirbelten, es pflückte Schafgarbe und hellblaue Zichorienblüten. Dann wieder rannte es hinter der Mutter her und maß sich an den hohen, frisch gekalkten Meilensteinen, jeden einzelnen umfaßte es und drückte sie der Reihe nach an sich in unbewußter Lust. Und die Sonne zitterte, und der Himmel war hoch und tief. Hanneken fühlte etwas Wohligen in sich, wie es mit den nackten Füßen den glatten, feinen Staub der Landstraße trat. Der war wie Mehl, sanft und weich; zwischen den Zehen quoll er durch und machte kleine Wölkchen, wie Rauch.

Ein Gefühl der Macht lag darin, diese Wölkchen stäuben zu lassen, und das Kind nutzte diese Macht aus und stäubte gründlich.

„Hanneken“, rief die Mutter plötzlich, „Jesus, Kind, wie hast du dich zugerichtet.“ Die gekalkten Meilensteine hatten es gut gemeint, der Staub hatte ein übriges

getan, dazu der Schweiß, der dem Kinde unter dem dichten Kopftuch hervorperlte. Die Frau hob die erhitzte Kleine über den Chausséeegraben und nahm ihr das Tuch ab; bei einem blühenden Erbsenfeld saßen sie nieder auf dem roten Thymian, der so schöne Polster machte. Hanneken wurde gesäubert und bekam eine Semmel mit Pflaumenmus gestrichen in die Hand, dazu pflückte es junge Schoten ab von den Ranken, die in den roten Thymian herüberhingen.

Auch der Mutter legte es eine Handvoll Schoten hin. Die aber hatte die Arme um die hochgezogenen Knie geschlungen, ihr Kopf war tief gebeugt.

Hanneken wußte es schon: die Mutter weinte wieder. Es stand, die Mussemmel in der Hand, und wußte nicht, ob es zubeißen oder mitweinen sollte. Und plötzlich umfaßte die Frau das Kind, drückte sich an den kleinen, weichen Körper und schluchzte so krampfhaft, daß die stoßenden Bewegungen den Leib des Kindes erschütterten.

Hanneken konnte dem Ausbruch nicht standhalten, es brach in die Knie, die Schoten fielen ihm aus der Hand und die Mussemmel rollte in den Chaussee-graben.

Auf einem Häuflein lagen die beiden und weinten in das duftende Thymiankraut. Die Kopftücher hatten sich verschoben, die Sonne brannte, sie aber merkten es nicht.

Und abgebrochen erzählte die Frau dem Kinde, daß sie zum Vater gingen, daß er wieder „da“ sei und Arbeit genommen habe in Ragnit, und daß heute Vaters Geburtstag sei.

Und hinter den Worten stand ein großer Menschenkummer, den sagte die Frau nicht, den aber fühlte das Kind.

Es verstand so gut und genau, als hätte die Mutter zu einem Erwachsenen gesprochen; und plötzlich wurde ihm bewußt, daß es diesen halblauten Klagen nicht zum erstenmal zuhörte. Und feiner und klarer als die Mutter selber empfand das Kind das Hoffnungslose der Lage, und daß es nie mehr anders kommen würde. Immer war es dagewesen, jenes Schwere, Unverständliche, aber Hanneken erlebte es erst jetzt. In dem großen Sonnenschein hob sich das Betrübliche und stand wie ein grauer Berg. Wie konnte nur so viel Licht da sein, so viel Blühen und Vogelsingen, wenn das andere, das Dunkle auch da war? Hanneken meinte nur für eines Raum zu haben in sich. Und ein anderer Eindruck grub sich fast gleichzeitig ein: Das Bewußtsein eines Lebensunterschiedes zwischen den Menschen. Ein Wagen fuhr daher. In blinkendem Geschirr schnaubten die schönen Pferde vorüber; die trugen bunte Büschel an den Ohren und warfen die Köpfe hoch. Hanneken sah ihnen nach; es stand etwas auf in ihm: Mit der Mutter sitzen in jenem Wagen mit dem blinkenden Geschirr, hineinfahren in die Sonne, die zitterte, in das Blaue dort fern am Saum! — Das Gefährt verschwand. Hanneken fühlte ein fremdes Emporbäumen in sich. Wünschen und Begehren hatten zum erstenmal bewußterweise sein Herz erfaßt, und ein wehes Verständnis kam ihm, daß nicht alles Sehnen auf der Welt erfüllt sein konnte. Ein Leiterwagen holperte hinterher. „Willst mit?“ fragte der Kutscher. Die Mutter nickte und reichte ihm das Kind hinauf, dann stieg sie nach und setzte sich zufrieden auf das hintere Wagenbrett. So fuhr man bis zum kleinen Gutshof, der dicht vor Ragnit lag.

Man war hingekommen, und es kostete nur Handschlag und freundlich Wort. Hanneken aber dachte noch an die schönen Pferde, die vorüberschnaubten und den Kopf so stolz zurückwarfen . . .

An der großen Holzpumpe wurde getrunken, man wusch Gesicht und Hände und Füße; Schuhe und Strümpfe wurden angezogen und die Röcke heruntergelassen, dann ging's hinein in das Städtchen.

Und die Frau hebt das Kind hoch und hält es gegen ein großes Fenster. Hanneken sieht drinnen von einem kleinen Schemel einen Mann aufspringen, der wirft das Haar zurück und die Arme hoch und stürmt heraus. Er packt die Frau und packt das Kind, er schwenkt die Kleine hoch und ruft immer wieder: „Min Hanneken! Min Hanneken!“

Dann sitzen die drei in dem dämmerigen Raum; es ist eine Schusterwerkstätte. Die kleinen Arbeitstische stehen rundum mit den hellen Glaskugeln, in denen buntfarbig die Sonne spielt; wunderliche Geräte liegen umher.

Hanneken löst sich von den beiden, die es zwischen sich halten wollen, und geht wieder für sich und besieht sein Gesicht in den Kugeln und tritt in den Spannräumen und befühlt die gelben Stiele von Hammer und Ahle. Der Mann streichelt die Hände der Frau; dicht an ihrem Ohr spricht er auf sie ein, sein Ton ist demütig und sacht, als hätte er viel gutzumachen.

Sie lehnt den Kopf an seine Schulter; mit den bangen Augen sieht sie zu ihm auf, und der vergräme Zug aus ihrem Gesicht verliert sich; ein scheues Lächeln kommt ihr, eine Frohheit, daß sie getan hat, wie sie getan.

Sie wußte es ja, sie hat es immer geglaubt: der Vater ihres Kindes war gut, seelengut. So zart konnte er sein und so zärtlich! Hätte sie sich sonst, schon in späteren Jahren stehend, mit ihm zusammengetan? Mit dem Witwer, der einen flotten, erwachsenen Stiefsohn hatte?

Es wäre auch schön gewesen, mit diesem Manne zu leben, gescheiter war er als andere und galt etwas in seinem Gewerk. Aber, aber — von Zeit zu Zeit kam es über ihn, schnürte ihm die Brust zusammen wie mit einem Reifen. Dann half alles nichts, er mußte den Reifen sprengen, mußte fort, so weit der Himmel blau war. Weithin übers Land wanderte er, oder in das Getriebe großer Städte. Niemand wußte von ihm, wie verloren war er, wie gestorben für Weib und Kind. Er war in seiner eigenen Werkstatt Meister gewesen, aber die Kundschaft hatte sich nach und nach verlaufen, alles war auf diese Weise dahingefahren, Meisterschaft und Besitz. Von seinem Handwerk nährte er sich unterwegs, lebte von der Hand in den Mund. An die Seinen, die um ihn sich ängstigten, gedachte er dann nur wie in einem Traumwandeln.

Wenn er nach Hause zurückkehrte, war der gute Anzug, den er mitgenommen hatte, zerschlissen, seine eigenen Stiefel durchlöchert, die Hemden aus dem Ränzel verschwunden oder in Fetzen. Aber ein seltsames Leuchten brachte er mit in den Augen, und für eine Weile war Ruhe und Stetigkeit über ihm, und er arbeitete für zweie.

Dann versammelten sich um ihn die Nachbarn; bis tief in die Nächte hinein saßen sie mit ihm und hörten ihm zu. Der konnte erzählen! Die Worte fielen ihm leicht von den Lippen, wenn er vortrug von der Welt, von dem Leben und dem Reichtum der großen Städte. Bis Berlin war er gekommen! Man schauerte vor Aufregung. Es war etwas Außerordentliches mit diesem Mann, etwas Geheimnisvolles, man hatte eine scheue Achtung vor seiner Art, die irgendwie berechtigt sein mußte.

So dachte auch die Frau, deren Hände er streichelte. Am besten war's, ihm gut zu sein, ihn zu nehmen, wie er einmal war. Zank und Streit änderten nichts an ihm,

die bangen dunklen Augen aber und das Kind hatten Macht. Und Hanneken kam wieder und streckte seinen festen, runden Kopf zwischen die beiden, und sah den Vater an mit fast scheuem,, forschendem Kinderblick. Der Mann sprang auf und schlug sich vor die Stirn. Aus dem kleinen Spind holte er etwas heraus, das war sorgfältig eingewickelt. Kleine Stiefel waren es, grau, mit blauer Seide gesteppt, mit blauen Schnürsenkeln und blauen Seidentroddeln, wie man sie damals zu tragen pflegte.

Er hatte sie selber bringen wollen, er hatte nicht, wie sonst, mit leeren Händen auftauchen wollen, den fragenden Augen seines Kindes gegenüber. Nun hatten ihn die beiden überrascht. Hanneken wurde auf den Schemel gesetzt und bekam die Stiefelchen an, die alten schäbigen Schuhe flogen in den Winkel.

Das war schön! Was war das für ein herrlicher Vater, der so etwas machen konnte! Dem mußte man doch zulachen. Und wie das paßte. Nichts drückte. Die Zehen wurden befühlt; sie konnten sich strecken; in den alten mußten sie sich schon ein wenig zusammenkrümmen.

Hanneken trat auf und ging. Das war am Ende noch schöner, als mit nackten Füßen durch den glatten Chausseestaub zu wandern! Immer wieder hob das Kind sein Röckchen auf und besah seine Füße, und die blauen Seidentroddeln leuchteten. Ach, die blauen Troddeln! Dieser kleine, wundervolle Überfluß; ein Glänzen ging davon aus, das eine lange, dunkle und verlassene Jugend erhellen mußte.

MUTTER

De Kruschkeboom tohus deed bleege.
De Mutter huckd, de Händ öm Schoot,
On kickd so stöll önt Oawendroot,
Wo groatz de Sonnke wull vergleege.

E Voagelke sung önn Linde.
Noht Nest e Schwoalkemutter floog,
De Wind vom Boom de Bleege jooch,
E Kuckuck schreech durt önn Gründe.

Dat Voagelleedke wär to End.
Ök hörd besacht dem Maiwind lalle,
Ök sach de witte Bleege falle,
Se fulle opp zwee Mutterhänd.

Zwee triee Händ öm Mutterschoot.
Ök deed mi äwer enne beege,
Ök mußd mi äwer enne neege.
Wi wäre disse Händ so good!

Toni Schawaller



RUTH GEDE

Das Lächeln einer Mutter

Die Dämmerung fällt in die Straßen. Wir rücken näher um die Ofenbank, auf der Muttchen sitzt und Strümpfe strickt. Die Schummerstunde ist gekommen und die gehört nun einmal uns. „Muttchen, erzähl doch“, quengeln wir. Der Ofen ist warm. Muttchen hat an diesem kalten Maiabend noch einmal eingelegt. Vom Fenster kommt herb und würzig der Duft des trocknenden Waldmeisters, den wir gestern auf dem Ausflug aus dem Buchenwäldchen geholt haben. Alles ist so heimelig und vertraut. Und wenn Muttchen jetzt noch erzählen würde, dann wäre unser kleines Kinderglück vollkommen. „Wovon soll ich denn erzählen?“ fragt Muttchen. „Na, von zuhause!“ Wie könnte es anders sein! „Zuhause“ ist das alte, einstöckige Gutshaus im Eichenpark von S. Zuhause sind Felder und Wiesen, ist die Mühle an der Chaussee, ist das kleine Flößchen mit dem drolligen Namen. Auch die unergründliche Bedugniss gehört dazu, das Moor, um das so viele Sagen rätseln, die jungen Lämmchen und das Hirtenfeuer auf dem herbst-

lichen Acker. Zuhause ist Mutthens Heimat, die sie als Neunzehnjährige verließ, um in die Stadt zu heiraten. Und nach der sie immer Sehnsucht hat und immer haben wird, ein ganzes Leben lang.

„Dann will ich euch von Großchen erzählen“, sagt Mutter, und ihre Stimme ist ganz warm. Großchen war für sie, die so früh die Mutter verlieren mußte, der Inbegriff alles Guten, Mütterlichen und Frohen. Mutter erzählte. Sie zeichnete uns das Leben einer Frau auf, die nicht einen Schritt über die Schwelle ihrer eigenen Heimat trat und deren Dasein doch so unendlich reich an Liebe und Güte war. Das Leben einer ostpreußischen Mutter, in dem es nicht eine leere Stunde gab, das bis zum Rand mit Arbeit und Sorge erfüllt war und doch soviel Glück und Zufriedenheit barg. Ein gelebtes Leben und ein erfülltes Leben!

Sie hieß Anna Maria Jung und war sechzehn Jahre alt, als sie vor den Traualtar trat. Über dem dunklen, selbstgewebten Miederrock mit der bunten Borte schimmerte das schneeige Weiß des Leinenhemdes. Die hellen Schafwollstrümpfe mit dem kunstvoll gestrickten Muster trugen in Perlen gestickt den Namen der jungen Braut.

Ihre braunen Zöpfe waren so lang und schwer, daß der zierliche Kopf die Haarkrone nicht tragen wollte. Geöffnet reichte diese Haarflut bis zu den Füßen. Darum trug Anna Maria die dunklen Flechten um die Taille gebunden. Großvater — damals noch ein junger, kräftiger Bursch und nur wenige Jahre älter als sie — blickte mit Stolz auf seine zierliche Braut.

Ein Jahr später gebar Anna Maria ihr erstes Kind. Es war ein Mädchen. Dann folgte ein Junge und wieder ein Mädchen. Sechzehn wurden es im Laufe der Jahre. Und die Mutter freute sich über jedes Kind, das in ihrem Arm lag und nahm es mit dankbarem Stolz als ein Geschenk Gottes entgegen. Nie wurde ihr ein Kinderweinen zuviel. Und jedes kleine Wesen, das sie wieder hergeben mußte, brachte ihr bitteres Leid, das sie nie ganz überwand. Es waren kleine Särge, die den Hof verließen und auf den Friedhof getragen wurden, der mitten zwischen den Feldern lag und allein für die Toten dieses Hofes bestimmt war. Kindergrab reihte sich an Kindergrab. In einer Woche waren es vier frische Hügel, die sich dort erhoben. Die „Bräune“, wie damals die Diptherie hieß und die eine der furchtbarsten Kinderseuchen war, hatte das Leben dieser vier Kinder auf einmal hinweggerafft.

Aber die blaue Holzwiege, die Großvater selbst gezimmert und bemalt hatte, füllte sich immer wieder mit jungem Leben. Niemand sah der schlanken, kleinen, immer lebendigen Frau die vielen Geburten an. Wenn eine werdende Mutter vor der schweren Stunde Angst hatte, lachte Großchen nur: „Vor was bist denn bange? Ich kriege lieber ein Kind, als daß ich einen Trog Brot ausknete.“ Wenn ihre Stunde nahte, schloß sie sich in die Schlafstube ein und ließ niemand zu sich. Und krächte dann ein neues Stimmchen durch das alte Haus, öffnete sie die Tür: „So, nun könnt ihr kommen.“ Das war Großchen!

Was hatte diese Frau für ein schweres Tagwerk! Im Winter wurde um vier Uhr aufgestanden, im Sommer war es noch früher. Als erste ging sie mit ihrem Mann durch alle Ställe und Scheunen und sie war die letzte, die sich am Abend zur Ruhe legte. Sie knetete und buk Brot, zog Lichte, kochte Seife, wusch mit den Mädchen die große Wäsche. Sie hechelte Flachs und spann Wolle, sie webte Leinen und strickte für ihre Sechzehn Strümpfe. Sie schlachtete ein und bestellte den Gemüsegarten, band das Korn und wendete das Heu. Sie molk die Kühe und

zog die Kälbchen groß und fuhr wie der Wind dazwischen, wenn irgendetwas nicht am Schnürchen ging. Wo begann das Tagwerk dieser Frau, wo endete es? Und immer blieb sie zuerst Mutter. Ein oder zwei der Jüngsten hingen ständig an ihrem Schürzenzipfel, wo sie ging und stand. Sie, die Lehrerstochter, fand am Abend noch Zeit, den Kindern vorzulesen. Es klingt nicht glaubhaft, aber es stimmt wahrhaftig: sie lernte mit Großvater den ganzen „Faust“ auswendig und gemeinsam sprachen sie ihn an den Spinnabenden den lauschenden Mädchen und Kindern vor. Auch alte Sagen und Märchen erzählte Großchen mit ihrer singenden Stimme. Und als sie dann — sechsundachtzigjährig — starb, fand man in ihren sorgsam gehüteten Büchern handgeschriebene Gedichte, die sie verfaßt hatte, und von denen niemand etwas wußte.

Für jeden hatte sie ein freundliches, gutes Wort, ihr Lachen erhellte auch die grauen Tage — das frohe Lachen ihrer Salzburger Ahnen. „Ons Fru“ hieß sie bei allen Leuten und sie wußten, zu ihr konnte man immer und mit jeder Bitte kommen, wenn sie gerecht war. Hart und unerbittlich aber war diese gute Frau, wenn sie Falschheit und Schlechtigkeit entdeckte.

Ihr Kräutergärtlein war berühmt und sie wußte manches Weh mit einem heilsamen Kraut zu lindern. Aber sie kannte auch ihre Grenzen und rief sofort den Arzt, wenn es sich um eine schwere Erkrankung handelte. „Übersinnliches“ lehnte sie ganz klar ab. Als einmal zwei der Jüngsten aufgeregt und zitternd zu ihr kamen, am Kirchhof stände ein Gespenst, das winke mit weißen Geisterarmen und alle hätten es gesehen, nahm sie die kleinen Angsthasen an die Hand und ging mit ihnen spornstreichs zur Spukstelle. Das Gespenst entpuppte sich beim Näherkommen als ein ausgebrochener Schimmel, dessen weißer Schwanz im Abendnebel wie ein winkender Arm ausgesehen hatte. „Wenn ihr glaubt, da spukt es, dann geht man bloß immer gerade darauf zu, und ihr werdet sehen, daß es gar keinen Spuck gibt!“ prägte sie ihren Kindern und Enkeln immer wieder ein. Geheimnisvolle „Zauberbräuche“, die sie auf der Lucht entdeckte, mit weißen Lettern auf schwarzem Papier, verbrannte sie hinter der Scheune.

In ihrem Leben gab es keinen Feierabend. Sie war mit Großvater auf das Altenheim gezogen, da erkrankte die Schwiegertochter schwer. Als sie starb, blieb Großchen, weiter die „Fru“. Jetzt waren es die fünf Enkelkinder, die sich an ihren Rock drängten. Und mit der gleichen Mütterlichkeit und Wärme, mit der sie ihre Sechzehn empfangen hatte, nahm sie die Enkel in ihre Geborgenheit. Das runde, rosige Gesicht unter dem nun schon weißen Haar, das noch immer bis zu den Kniekehlen reichte, strahlte Ruhe und Güte aus. Für diese Frau gab es kein Altern. Sie war schon über achtzig Jahre, als sie heimlich mit den Enkeln auf der Lucht „Schneewittchen“ spielte. Und Großchen war Schneewittchen...

Sie starb ohne krank zu sein, wie sie in ihrem ganzen, langen Leben nie eine schwere Krankheit gekannt hatte. Man fand sie an einem Morgen tot in ihrem Bett auf. Um ihren Mund lag das Lächeln, ihr Lächeln, das alle an ihr so geliebt hatten. Das Lächeln einer klugen und warmherzigen Frau, deren Leben so reich geworden war durch die Liebe, die sie gab und empfing. Das Lächeln einer Mutter!

Die Mutter

Immer war meine Mutter umgeben von irgend etwas, das mir wie ein kleines Fest vorkam: von drehenden, bunten Wollsträhnen, von blitzenden Nadeln und rollendem Knäuel, von weißem Mehlgestäube oder süßem Zucker- und Obstdunst. Immer aufs neue war's ein Ereignis, von ihren raschen, wirbelnden Küssen aus meinem bleiernem Schlaf geweckt zu werden, jedesmal mit einem neuen Kosewort, das meine Schwerfälligkeit gutmütig verspottete, mit einer Neckerei, die meine Umständlichkeit beim Aufstehen zur Eile trieb. Wie war es dann spannend, hinter ihrem rauschenden Rock, dicht an der knatternden, hellgelben Hausschürze herzutrabten, abwartend, was nun wieder geschehen würde. Denn es geschah immer etwas wo Mutter war, so vieles, was ich gerne in behäbiger Beschaulichkeit vom sicheren Fußbänkchen aus betrachtet hätte. Aber rascher Zuruf, Kosenamen und plattdeutsches Spielliedchen lockten mich aus meinem Bau. („Putthühnerke, Putthoanerke —“ sang Mutter, „flog öwerm Dach“ antwortete ich, „Putthühnerke flog hierhen“, — „Putthoanerke flog nach!“ da stand ich schon neben ihr.) Ihr ermunternder Befehl rief mich zu kleinen Hilfeleistungen noch ehe ich Zeit fand, ihm erwägend zuzustimmen, und kleine Klapse der runden Hände trieben mich zur Eile, wo ich lieber feiernd zugeschaut hätte. Nicht immer blieb es dabei. Sehr lose war Mutters Hand! Am Tag ein paarmal ging ihr jähher Zorn über mich wie ein kurzes Frühlingsgewitter, gefolgt von rieselndem Tränenschauer und leidenschaftlicher Abbitte von meiner Seite und ebenso warmem Verzeihen von ihrer. Danach waren wir beide immer besonders vergnügt, ich selbst erfüllt und beschwingt von der brausenden Lebhaftigkeit, dem strahlenden Wortprunk, der mir aus der mütterlichen Zorn- und Versöhnungsrede entgegenfunkelte. Still bewundernd hörte ich zu, wiederholte es auch leise für mich. Mir selbst war dieses alles nicht verliehen, langsam wie zum Essen und Gehen war ich auch zum Reden. Eine lange Weile dauerte es, bis ich mit einem Satz im Innern fertig war, jedes neue Wort war noch dem Schulkind ein Hindernis.

Da stand nun die Mutter vor mir, so rasch sprudelten die Worte, so bunt kamen die Bilder, es war schöner als jedes Märchenbuch, wenn sie erzählte! Am aller schönsten, wenn sie von ihrer Kinderzeit sprach. Aber wie flink mußte man sein beim Aufpassen, um alles zu erwischen! Das kam nicht gleichmäßig, eins aus dem andern sich ergebend, wie meine alten Tanten erzählten oder der Vater, wenn ich am Sonntagvormittag mit ihm ausgehen durfte und er mir die Straßen zeigte, die Häuser und Speicher der Voreltern. Nein, bei der Mutter steckte all das Lustige und Bunte mitten in ihren Anweisungen für die Arbeit des Alltags. Wenn wir die nach Sonne und Seife riechende Wäsche in den Schrank legten, dann erzählte sie von Urgroßmutter's Gut, von den Wiesen, auf denen diese Laken von Mondschein und Insterwasser gebleicht waren. Sie ließ mich an dem rotgestreiften Beutelchen riechen, das ihre alte, litauische Kinderfrau gewebt hatte, in dem noch Lavendel knisterte von der Rabatte im Küchengarten, neben dem Stall, in dem die Kuh „Vergißmeinnicht“ stand. Diese Kuh war silberfarben —. Aber wenn ich noch über sie nachdachte und viel mehr von ihr erfahren wollte, dann war Mutter schon längst bei der anderen Schrankseite angelangt, ich hörte statt dessen einen kleinen Vortrag über das Einkochen von Apfelgelee, und durfte die buntkarierte

Leinenzüche zusammenlegen, durch die aller Saft gelaufen war, der dann bernsteinklar in runden Gläschen im Keller stand. Daneben auf der Horde lagerten

die gelben und roten Winteräpfel, „Landkinder wie ich“, sagte die Mutter. Wenn ich abends heimlich mein Vokalbelbuch unters Kopfkissen schob, dann lag immer solch ein runder Apfel darunter!



Erinnerungen an meine Mutter

Meine Eltern waren beide Ostpreußen: der Vater aus dem Dorf Rudau im Samland, die Mutter aus der alten traditionsreichen Stadt Königsberg. Obwohl sie innerhalb des ostpreußischen Sprachgebietes aufwuchs und schon 20 Jahre alt war, als sie aus Königsberg nach Berlin übersiedelte, hatte sie später nicht mehr den breiten ostpreußischen Tonfall, der für mich, obwohl ich Berliner bin, noch heute so heimlich klingt. Nur einmal — entsinne ich mich — in einer schweren Krankheit — war plötzlich der ostpreußische Klang der Kinderzeit wieder da. Und wenn bei einem unserer Familienfeste die Stimmung sich dem Höhepunkt näherte, dann konnte es sein, daß sie alte schwermütige Volkslieder im breitesten und gefühlvollsten Ostpreußisch hingegeben sang.

Von Jugend an hat sie als künstlerisches Motiv der Arbeiter fasziniert. Aus seinem Gesicht, aus seiner Gestalt und Haltung waren die menschlichen Urerlebnisse: Not, Empörung, Angst, Liebe, Schicksal, Tod unmittelbar ablesbar, während der bürgerliche Mensch sich mehr oder weniger hinter der Maske der Konvention verbarg. In Königsberg erlebte sie diesen, dem unmittelbaren Ausdruck näher stehenden Menschen in den Lastträgern in den Hafen- und Speicheranlagen der Pregelstadt, in den polnischen Schiffen, in Berlin fand sie ihn wieder bei den Proletariern und ihren Frauen und Kindern.

Aus dieser ostpreußischen Herkunft und den ostpreußischen Kindheitseindrücken sowie dem geistigen Erbe ihrer Familie wuchs auch ihre eigene Schwere und das Offensein für das Leid anderer. Das zeigte sich nicht nur in ihrem Werk, sondern auch in ihren Augen und ihrem stillen Zuhören-Können. Das spürten die anderen und kamen, um ihr eigenes Leid vor ihr abzuladen, und gingen oft erleichtert fort. Nur sie hatte dann wieder ein Gewicht mehr zu tragen. Oft habe ich das erlebt.

Sie fühlte aber auch, daß sie, um nicht in Schwere zu ersticken, ein Gegengewicht brauchte: was konnte die Mutter lachen, und wie sehnte sie sich zu lachen! Menschen, die sie nur erlebt haben mit ihren guten traurigen Augen zuhörend oder die sie nur aus ihren Arbeiten kannten, kannten nur einen Teil von ihr, nicht den, der Freude hatte an der Bejahung, an den jungen Menschen, am Witz, am Übermut, an der Komik, und vor allem an der leichten Anmut. Zärtlich war die Mutter eigentlich nicht. Mit der Scheu, von Liebe zu sprechen oder sie zu zeigen, hängt auch zusammen, daß sie über Gefühle überhaupt, ja, über Persönliches kaum sprach. Über andere Menschen und ihre Schicksale, über Bücher, die sie gelesen hatte, über Probleme konnte sie sprechen, ja, über ihre Arbeiten konnte sie sprechen, über sich selbst eigentlich nie.

Zärtlich also war die Mutter eigentlich nicht, wir beiden Jungens auch nicht. Aber sie war da für uns, wenn wir sie brauchten. Sie war ein guter, auch handwerklich geschickter Kamerad. Ich entsinne mich, wie wir in einigen Jahren zu Weihnachten die Bauernhäuser in klein zusammenbastelten, in denen wir in den Sommerferien gelebt hatten — d. h. meistens tat sie mehr daran als wir — oder wie sie Kulissen zum Wilhelm Tell für mein Puppentheater malte. Mein erstes Theaterstück „Siegfried und Gunhilde“ oder „Verrat und Treue“ existierte bis zum Brand unseres Hauses in ihrer Schrift, von mir damals diktiert. Überhaupt wurde das Theaterspielen bei uns groß geschrieben. Sie bejahte es und hatte

Freude an ihm, auch an mancher unfreiwilligen Komik, die sich dabei ergab. In dem Schillerschen Stück „Semele“ zum Beispiel hatte ich als Jupiter es hell und dunkel werden zu lassen als Zeichen meiner göttlichen Macht. Ich stand dabei unter der Gaslampe unseres Zimmers und drehte den Hahn herauf und wieder herunter mit den stolzen Worten: „Das kann nur Zeus!“ Was hat sie da gelacht. Die Mutter war nicht nur ein guter Kamerad, sie war ein verlässlicher Freund, der sich bemühte, mit unserer geistigen Entwicklung mitzugehen und unsere damaligen Ideale, die der freideutschen Jugendbewegung, zu verstehen. Wie tief über das hinaus noch die Bindung zwischen Mutter und Sohn war, wurde so deutlich, als mein Bruder Peter im Oktober 1914 in Flandern fiel, und für mich, als ich die ersten Semester auswärts studierte und dann ebenfalls in den Krieg mußte.

Die Mutter war gern in der Natur, ruhend oder wandernd. Infolge ihres guten Ortssinnes war sie die natürliche Führerin unseres Familien- und Freundeschlans, der an Sonntagen große Wanderungen durch die weitere Umgebung Berlins machte. Sie selbst war meist still auf Wanderungen: wenn Sehen, dann Sehen und nicht Sprechen! In der Natur war sie oft ganz gelöst und hingegeben und fühlte sich nicht im geringsten verpflichtet, sie darzustellen, sondern begnügte sich mit Sehen und Genießen.

Sehr stark hat die Mutter in der Literatur gelebt. Sie las für sich, sie las auch gerne vor. Es beschäftigte sie innerlich, was sie las, und sie sprach dann darüber. Sie machte sich von dem, was ihr besonders wichtig war, Auszüge in den Tagebüchern. Es war weniger das spezifisch Literarische, das sie anging, sondern das Menschliche des Stoffes, wenn auch die künstlerische Formung des Dargestellten für sie ganz wichtig war. Der Dichter, der sie durch das ganze Leben begleitete, war Goethe. So, wie sie dem jungen Goethe folgte, wie sie hingerissen war durch seinen Überschwang, seinem Hinundhergerissensein seiner Gefühle, seinem „zärtlich jugendlichen Kummer“, wie es in einem seiner frühen Gedichte heißt, setzte sie sich auch mit dem sich Entwickelnden und Reifenden auseinander und wies immer wieder junge Menschen auf Goethe hin. Ihren ahnenden Gedanken im Alter entsprach das, was Goethe einmal so ausgedrückt hat: „Denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geist Gedanken auf, bisher undenkbar. Sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen“.

Du gingst zu früh! Wärs du geliebt,
Es stünde anders um mich heut.
So lernte noch kein Mensch mich lieben,
Wie du geliebt mich allezeit.

Nun bist Du fort und Weltenfernen
Erstrecken sich von mir zu dir. —
Ach, eine Brücke zu den Sternen,
Um deinetwillen fehlt sie mir!

Walter von Sanden-Guja



Schloap seet!

Nu es genog gesprunge,
Nu es genog gelacht.
Paß op, min lewet Lenke,
Paß op, nu kömmt de Nacht!

De lewe Gott em Himmel
Hett sick dat utseneert
On lett op Sammetflochte
Ehr falle oppe Erd.

Denn schläppt toerscht die Oma en
On denn de Äppelboom.
De Himbeerbusch, de Fohlkes,
De stoahme all em Drom.

On wer liggt durt en onsem Koorn?
Dat es de Oawendwind.
„God Nacht, min Lenke“ singt he noch,
„Schloap seet, min seetet Kind!“

Na denn von deine Feetkes rasch,
Ganz rasch de kleene Schoh!
Nu bed wi noch tom lewe Gott...
On denn de Ogkes to!

Frieda Jung

Mutterlied

Im Herde lodert der Schein.
Es fragen die Mädels und Buben,
es zürnt der Mann in der Stuben:
das Mahl muß fertig sein.

Das Wasser im Zuber wallt.
Ich schaffe mit starrem Drängen.
Mein Herz, verdorrst du in Engen?
Bald bin ich krumm und alt.

Der Mann und die Kinder ohn' Dank
gehn abends zufrieden zur Ruhe,
icht richte noch Kleider und Schuhe
und zähle das Linnen im Schrank.

Wills Gott, wir bleiben vereint,
ich hör euer atmendes Leben,
ihr seid mir zur Liebe gegeben,
mein einziges Glück, das mir scheint.

Spät sink ich kaum noch bewußt
ins Bett, bis zum frühesten Morgen
schwer schlafen alle Sorgen
auf meiner atmenden Brust.

Kilian Koll



Wie Heiner den Tod suchen ging

Ein ostpreußisches Märchen

Es war wie sonst: Die Sonne schien, das Korn stand schon hoch, die Vögel sangen. Und doch war es ganz anders. Mutterchen fehlte. Sie lag in der Stube in dem großen Himmelbett und alles tat ihr weh. Sie war so weiß wie ein Laken auf der Bleiche und wollte nichts essen und nichts trinken. Der Vater, der große, starke Vater, war ganz still und krumm geworden vor Sorgen.

Es war Sommer und die Sonne schien. Und doch war es, als wenn dicker Nebel auf dem Hof lag.

Klein-Heiner konnte das alles nicht so recht begreifen. Immer war die Mutter für ihn dagewesen und ihre Lieder und ihr Lachen hatten so hell geklungen. Nun konnte die Mutter nicht mehr lachen, sie konnte auch keine Lieder mehr singen. Es war alles so traurig.

Heiner saß vor der Türe und spielte mit seinem Pferdchen. Aber es wollte nichts werden mit dem Spielen. Da schlich er sich in die Stube und kuschelte sich an Mutters Bett. „Mutterchen, wirst du bald gesund?“ fragte er, „es ist doch gar nicht schön, daß du so krank bist.“

„Mein Jung, mein Jungchen“, sagte sie, „ich halt' es nicht mehr aus. Wenn bloß der Tod käm'!“

„Der Tod?“ fragte das Kind. „Warum kommt er denn nicht, wenn er dir helfen kann?“

„Er findet mich wohl nicht, und ich muß mich so quälen“, sagte die Mutter. Dann legte sie die Hände auf ihren Leib und stöhnte. Da schlich sich Heiner wieder aus der Stube.

Und wie er draußen vor dem Hoftor stand und die Landstraße sah, die sich durch das weite Land zog, da fiel es ihm plötzlich ein: Ich werde den Tod suchen gehen. Damit er Mutterchen helfen kann.

So machte sich denn das Kind auf und ging den Tod suchen. Wie er nun schon ein Stück die Landstraße gegangen war, fiel es ihm ein: „Wo kann denn aber der Tod sein? Wo werde ich ihn finden?“

Da besann er sich, daß alle Toten auf den Kirchhof hingebracht wurden. Wo die Toten lagen, da mußte ja auch der Tod wohnen. Und das mußte doch ein guter Mann sein, wo die Mutter so sehr nach ihm rief.

So bog er denn in den Kirchsteig ein, dem Friedhof zu. Zu beiden Seiten stand das Korn hoch, die Blumen blühten dazwischen, Vögel und Schmetterlinge flogen über den Ähren und irgendwo zirpte ein Grillchen. Klein-Heiner war so guter Dinge, denn er ging ja den Tod suchen, der bald der kranken Mutter helfen würde. Da hörte er auf einmal einen Vogel schreien. So ängstlich klang es, daß Heiner schnell darauf zulaufen mußte. In einem Erlenbusch sah er ein kleines Vogelnestchen. Ein Wiesel wollte auf das Nest zu, aber die Vogelmutter wehrte mit Flügelschlagen und Schreien den Räuber ab.

„Wart, wart man, ich helf' dir!“ rief Klein-Heiner, nahm ein paar Ackerkluten und warf sie nach dem Wiesel. Schnell war der Räuber fortgehuscht. In ein Loch im Steinhaufen war er geschlüpft. Flugs sprang der Junge hinzu und verstopfte das Loch mit kleinen Steinchen.

„So, Vogelchen, der kann dir nichts mehr tun!“ lachte Klein-Heiner, legte seine Hände auf den Rücken und trabte weiter. „Hoppla“, sagte er auf einmal, „da hätte ich doch beinahe ein Käferchen totgetreten.“ Wie er sah, daß das Käferchen auf dem Rücken lag und sich nicht von selbst helfen konnte, griff er behutsam zu und drehte das Käferchen um.

Und darüber hatte Heiner nun ganz vergessen, wo er eigentlich hinwollte. Als er jetzt an einen Weidenbusch kam, der so schöne, grüne Äste hatte, schnitt er sich ein Stückchen Zweig ab und machte sich eine Pfeife. Dann setzte er sich auf die große Wiese am Kirchhof hin, wo es so schön warm war und wo es nach Blumen duftete, und pfiff seine Lieder. Auf einmal waren so viele Kinder da, die setzten sich zu ihm und hörten ihm zu. Alle waren weiß angezogen, manche hatten nur ein Hemdchen, andere hübsche Kleider an, und viele trugen ein Blumenkränzchen auf dem Haar.

„Spiel weiter, wir wollen tanzen!“ lachten sie, und dann sprangen sie auf, faßten sich an den Händen und tanzten lustig im Kreis herum. Heiner wäre auch gerne mitgesprungen, aber da fiel ihm plötzlich ein: „Ich muß ja den Tod suchen gehen!“ Da lachten die Kinder und sagten: „Den brauchst du nicht zu suchen, der kommt von allein.“

„Aber nein, ich muß ihn suchen. Mein Mutterchen wartet doch auf ihn, und er kommt nicht von alleine!“

„Der Tod schläft“, sagten die Kinder, „den Tod kannst du nicht aufwecken.“

Das sah auch Klein-Heiner ein. So spielte und tanzte er weiter mit den Kindern, bis sie müde wurden und sich wieder hinsetzten. Die Kinder holten Brot hervor und fingen an zu essen. Auch Klein-Heiner hatte Hunger. Da kam ein Kind auf ihn zugehauert und sagte: „Ich habe solch ein großes Stück, das kann ich mit dir teilen.“ Und es zerbrach sein Brot und gab die Hälfte Klein-Heiner.

Wie Heiner in das Brot hineinbiß, war es ihm, als hätte er noch nie im Leben etwas Köstlicheres gegessen. Und er war bald so satt, daß er noch ein Stück übrig behielt.

Nun ging aber die Sonne unter, so spät war es geworden. Und plötzlich waren die Kinder fort. Da wurde dem kleinen Heiner doch etwas ängstlich zumute. „Was tu ich nun?“ fragte er sich. Wenn die Sonne untergegangen ist, darf ich nicht mehr auf den Kirchhof gehen. Das hat Mutterchen immer gesagt.“

Da lief er nach Hause, so schnell wie er konnte.

Wie er auf den Hof kam, stand der Vater vor der Türe, und er sah so ganz anders aus. „Jung“, sagte er, „geh man zu Mutter, sie hat immerzu nach dir gefragt.“ Aber seine Mutter saß im Bett und hatte ganz klare Augen. War sie nicht böse, daß er nicht den Tod mitgebracht hatte? „Mutterchen, hat der Tod dir schon geholfen?“ fragte Klein-Heiner.

„Nicht der Tod, aber das Leben!“ sagte die Mutter und drückte Heiner an sich. „Das ist viel besser, mein Jungchen! Nun braucht der Tod nicht zu kommen.“

Da war das Kind aber froh.

„Hol' mir mal ein Stückchen Brot“, sagte die Mutter, „weißt du, ich habe Hunger.“ Klein-Heiner griff in seine Tasche. „Ich hab' hier ein Stückchen, das ist ein ganz besonderes Brot, das schmeckt ganz anders.“ Und die Mutter biß in das Brot hinein, das das Kind ihr gegeben hatte. Da wurde ihr auf einmal so leicht zumute, über ihr blasses Gesicht zog eine helle Röte. „Ich glaube, ich werde gesund“,

sagte sie, und es klang schon wie ein Lachen, „ich habe keine Schmerzen mehr. Jungchen, woher hast du das gute Brot?“

Da erzählte ihr das Kind alles, was es erlebt hatte.

Als er geendet hatte, war die Mutter ganz still. Dann sagte sie: „Jungchen, du hast etwas erlebt, was vielleicht alle hundert Jahre einmal geschieht. Mit den toten Kinderchen hast du gespielt und gesungen und das Brot, das sie dir gaben, war ein Zehrbrot, wie man es den Toten mitgibt. Und das macht Kranke gesund und gibt ihnen Kraft.“

RUTH GEEDE

Das Pitschke

Es war damals in der Zeit nach dem großen Inferno, als das Suchen nacheinander begann, das Hoffen, das Bangen und manchmal auch das Wiederfinden.

Da war eine junge Frau, wir wollen sie Anna Berger nennen, der Name tut nichts zur Sache. Sie war aus der Heimat geflohen und hatte alles verloren: Haus und Hof und Mann und Kind. Der Mann war gefallen, noch in den letzten Tagen in der Heimat war ihr die Nachricht zugekommen, den kleinen Hof hatte sie in Flammen aufgehen sehen. Und den Treck, mit dem sie geflohen war, ereilte bei Elbing das Schicksal. Dort wurde er beschossen, zerrissen, zersprengt. Als die verletzte Frau nach tagelangen Fieberträumen zur Wirklichkeit zurückfand, lag sie im Stroh eines fremden Wagens, der sich durch die Sandwege der Mark mahlte.

Die erste Frage galt ihrem Kind. Aber niemand hatte es gesehen. Die Menschen, die sie am Grabenrand aufgelesen hatten, waren weitergezogen, ohne die Reste des Trecks näher zu untersuchen. War das Kind dort geblieben, war es tot, hatte jemand anders es mitgenommen?

Es war ein Junge gewesen, knapp über zwei Jahre, das einzige Kind dieser kurzen Kriegsehe. ‚Hansche‘ — rief die Frau immer wieder, als das Fieber sie erneut überfiel. Später hockte sie teilnahmslos im Stroh, nahm und aß, was man ihr reichte, und ihr starres, tränenloses Gesicht sah unentwegt zurück.

Irgendwo hörten die Räder auf zu rollen, man fand eine Scheune, in der man blieb, später eine Stube, dann ein Haus, eine alte, halbzerfallene Kate. Anna Berger blieb bei diesen Leuten, wo hätte sie auch hingehen sollen? Langsam begann sie aus ihrer Starre zu erwachen. Es war ein guter Sommer, sie arbeitete auf den Feldern der Bauern mit den andern, sank abends müde auf den Strohsack in der Kammer, die ihr zugewiesen worden war. Und nur, wenn einer der Mitwohner nächtens aus seinem tiefen Schlaf erwachte, hörte er wohl ein Weinen und ein Sprechen aus der Kammer hinter der Küche, aber niemand fragte danach. Dann kam plötzlich ein Brief, und der brachte Aufregung in die kleine Kate. Eine Nachbarin, die damals in demselben Treck gewesen war, berichtete, daß sie das Kind der Anna Berger lebend und gesund mitgenommen hätten, da sie gedacht hätten, die Mutter sei tot. Irgendwo in Pommern hätten sie den kleinen

Hans dann in die Obhut einer betreuenden Organisation gegeben. Sie wußten nicht mehr, wohin der kleine Hans hingekommen sei, aber daß er lebe, wäre gewiß.

Es war nun Herbst geworden, und die Anna Berger begab sich auf Wanderschaft. Sie ging auf Landstraßen und fuhr in holprigen Wagen mit, drängte sich in Kohlenzügen und stieg heimlich auf die Lastwagen der fremden Soldaten, um weiterzukommen, irgendwohin, um zu suchen, zu suchen, zu suchen.

Bei Winterbeginn kam sie zurück, müde und mit leerem Gesicht. Während die Kälte durch die Mauern kroch, schrieb sie mit klammen Fingern Brief um Brief. Manchmal kam eine Antwort, aber es war nicht die erhoffte. Im Frühjahr ging sie wieder auf Wanderschaft, nicht mehr ziellos wie im Herbst. Sie blickte in viele Kindergesichter, in die Augen der Namenlosen, aber sie suchte vergeblich.



Im Sommer und Frühherbst arbeitete sie wieder auf den Feldern, die Leute, die sie gerettet hatten, hielten auch weiter die kleine Kammer für sie offen. Anna Berger sparte jeden Pfennig, um schreiben zu können, um im Herbst nach der Rübenerte wieder auf Suche zu gehen.

Auch dieser Winter verging, ohne daß die Hoffnung der Anna Berger auch nur eine Spur festen Bodens fand. Im Mai — es waren nun schon zwei Jahre nach der Flucht — kam dann ein Brief von einer Suchorganisation, daß in einem Kinderheim im Oldenburgischen ein etwa vierjähriger Junge wäre, der wohl aus Ostpreußen stamme und von dem nichts bekannt sei als der Vorname: Hans. Und es sei auch nicht bestimmt, ob es sich bei diesem Namen um den richtigen handle.

Wieder fuhr die Anna Berger los. Unter den Kindern, die sie bisher gesehen hatten, waren sovieler gewesen, die Hans hießen, einer sogar Hans Berger, aber es war nicht ihr Junge, sondern ein kleiner Dunkelhaariger mit braunen Augen. Ihr Hansche war damals ein blonder Kruschelkopf gewesen, mit rundem Gesichtchen und Apfelbacken und kleinen Röllchen um den Handgelenken. Und die Augen — wer hatte solch blaue Augen gehabt wie das Hansche? Da stand nun das Kind vor ihr, nur eine Türscheibe trennte es von der suchenden Frau. Die Heimleiterin hatte ihr einen Stuhl hingeschoben: „Beobachten Sie man zuerst das Kind, Frau Berger. Es kommen sovieler, die Kinder werden ganz verwirrt. Nachher können wir zu ihm gehen, wenn Sie meinen, es könnte ihr Junge sein. Aber wenn Sie kein Zeichen haben, kein Merkmal, das Sie angeben können . . . es wird schwer sein . . . Zwei Jahre sind in dem Alter eine lange Zeit.“

Zeichen? Merkmal? „Mein Hansche ist so schier gewesen, kein Stellchen, nicht mal ein Muttermal, so ein Anfasserchen . . .“ sagte Anna Berger fast trotzig.

„Wir haben auch noch die Kleider von dem Kind da, als es hierher kam. Aber es waren zweifellos nicht mehr die Sachen, die es auf der Flucht gehabt hatte. Es muß irgendwo neu eingekleidet sein, die Sachen waren viel zu groß. Hier sind sie! „Die Heimleiterin warf Anna Berger ein Bündel mit Kinderkleidung zu. Die Frau wühlte darin und schob es fast achtlos zur Seite. „Nein, sowas hat mein Hansche nicht getragen!“ Sie rückte den Stuhl näher zur Scheibe. Das Kind hatte sich im Spielzimmer von den andern etwas abgesondert, es spielte alleine mit Bauklötzchen, ganz in das Spiel vertieft.

Die Anna Berger starrte auf das Kind. Wo war das blonde Kruschelhaar? Kurzgeschnitten, dunkelblond, ohne eine Spur von Locken stand das Haar über einem blassen, dünnen Kindergesicht. Nur um das Kinn war eine Rundung da, aber das Hanschen hatte Grübchen gehabt, links und rechts von dem Mund, tief in den dicken Backen. Und die Hände — o, was waren die dünn! Nun ja, es gab ja auch jetzt so wenig zu essen.

Sieh mich mal an! murmelte die Anna Berger. Als hätte das Kind die Worte vernommen, hob es den Blick zur Türe. Ohne irgendeine Regung sah es in das Gesicht hinter der Fensterscheibe, senkte dann wieder den Kopf zum Spiel.

Die Augen! durchfuhr es die Anna Berger. Diese blauen Augen! Es könnten Hanschens Augen sein. Nur größer waren sie und ein wenig grauer und ohne Fröhlichkeit. Was hatte das Hanschen lachen können, wenn die Mutter mit ihm „Kinnwippchen . . .“ spielte.

Ja, wie hatten sie gespielt. „Hanske wull riede . . .“ und „So reiten die Herrn“ und „Es kam eine Maus ins Bäckerhaus!“ Wie stand das alles vor der Anna Berger wieder auf.

Die Heimleiterin war in das Kinderzimmer gegangen. „So, Kinder, wir wollen spielen!“ sagte sie. Die Kleinen setzten sich um den alten, runden Tisch zusammen.

„Alle meine Entchen . . .“ klingt das Lied auf. Die Kinder klatschen in die Hände. Nur das Kind mit dem Namen Hans macht nicht mit.

„Willst du nicht mitsingen?“ fragt die Heimleiterin. Der Junge schüttelt den Kopf.

„Was willst du denn?“

„Pitschke!“ sagt der Junge.

Die Anna Berger hat es gehört. Sie macht die Türe auf, kommt in das Zimmer. Die Heimleiterin sieht sie fragend an. „Das ist ein Wort, das ich nicht kenne. Er sagt das immer: Pitschke! Das war eines der wenigen Worte, die er sprechen konnte, als er henkam.“

Anna Berger kniet sich zu dem Jungen nieder. „Meinst dies?“ fragt sie und singt mit kleiner Stimme, die ganz heiser ist:

„Hanske wöll riede,
hädd doch kein Perdke nich,
Mutter nömmt Zeegebock,
huckd Hanske boaweropp,
loat e man riede,
wo he henwöll.“

Die Augen des Jungen werden groß. „Pitschke“, sagte er, „Pitschke . . .“ Und die Anna Berger singt:

„Hanske wöll riede,
hädd doch kein Pitschke nich . . .“

„Hü!“ ruft der Junge, „hü, Pitschke!“ Und dann fängt er an zu weinen. Er läuft auf die Heimleiterin zu und wirft seinen Kopf in ihren Schoß.

Anna Berger kniet da allein auf dem Boden, ihr Gesicht ist tränenüberströmt. „Hansche, mein Hansche“, sagt sie. „Das hat er noch behalten, das vom Pitschke. Er hat ein kleines Peitschchen gehabt, der Vater hatte es ihm im letzten Urlaub geschnitzt. Und wenn wir das sangen, dann hat er immerzu damit geknallt: Hü, Pitschke, hü, Pitschke!“

Sie erhebt sich und will nach dem Kind greifen, das noch immer nicht aufsieht. „Kriegst ein neues Pitschke, mein Hansche, ein viel schöneres, mit bunten Bänderchen . . .“

Scheu blinzelte der Junge, die Hand der Heimleiterin streicht über seinen Kopf. „Langsam, langsam“, sagt sie, „auch ein Wiederfinden ist schwer . . .“

Die Anna Berger versteht und nickt. Sie geht aus dem Zimmer. Im Flur bleibt sie stehen und wartet. Was zählen jetzt Minuten, Stunden oder gar Tage, wo die Ewigkeit der Ungewißheit doch eine Grenze hatte?

So fand die Anna Berger ihr Kind wieder.

Hans Berger ist heute schon verheiratet. Er weiß nichts mehr von dem allen. Die Zeit ist darüber hinweggegangen. Auch Anna Berger ist nicht allein. Sie hat vor einigen Jahren noch einmal geheiratet. Einen aus ihrer Heimat. Die zweite Ehe blieb kinderlos.

Und nun freut sich Anna Berger auf das erste Enkelkind, das bald kommen wird.

Muttertreu ist unergründt.

Der hat ein Schatz über alle Welt,

Welcher ein treue Mutter findt,

Er seh nur, daß er ihr's vergelt.



Wenn ein Kind erstmals
Lächeln übt zum Haupt,
das darüber sich beugt,
wenn es zum ersten Mal
lächelnd, freiwillig,
eine Gabe dem Bruder teilt,
große Menschenschwester
zu trösten versucht —
dann wird Liebe geboren,
dann ist ein Wunder geschehn,
und im All
lobsingen die Sternenchöre.

Martin A. Borrmann

ANNEMARIE IN DER AU

Eine Mutter brauchen sie alle

Unter denen, die aus dem großen Flüchtlingsstrom heraus in das kleine Fischerdorf verschlagen worden waren, befand sich auch Oma Kalluhn. Während alle anderen von ihrer Leidenzeit erzählten, gern darüber klagten, was sie durchgemacht, und noch lieber davon berichteten, was sie einmal alles besessen, sprach Oma Kalluhn nie von früher. Man wußte nur das, was amtlicherseits in Erfahrung gebracht wurde, und das war: sie hatte ihre ganze Familie an einem Tage im Hagel der Bomben verloren.

Das kleine Fischerdorf war nicht mit Reichtümern gesegnet, dennoch hätte es niemand darben lassen, auch die Flüchtlinge nicht, die noch keine Arbeit hatten, auch Oma Kalluhn nicht, die wohl für alle Arbeit schon zu alt und zu krank war.

Nun wurde es mählich warm, und die Arbeit forderte alle Kräfte des Dorfes. Die Männer wagten sich wieder auf See hinaus und die Frauen und Kinder hatten mit den Netzen, den Fischen und den kleinen Landwirtschaften genug zu tun. Selbst die Flüchtlinge nahmen daran teil, sogar Oma Kalluhn, und gerade sie, und auf die selbstverständlichste Art der Welt.

Eines Tages war Oma Kalluhn still bei den Nachbarsleuten eingedrungen, als die gerade am Strand mit den Netzen zu tun hatten, und brachte den gierig brüllenden Jens mit einem sanften Singsang zur Ruhe. Dann schaute sie sich ein wenig um, nur so viel wie gerade nötig war, und als die Nachbarin auf einen Augenblick ins Haus gesprungen kam, um nach dem kleinen Jens zu schauen, fand sie sich staunend der fremden Oma und dem sauberen, schmatzenden Jens gegenüber. So fing Oma Kalluhn ihre Arbeit an.

Die Nachbarsfrau gab keinen überströmenden Dank von sich, und Oma Kalluhn forderte ihn nicht, aber es war wohl ein viel größerer Dank, daß bald dieser, bald jener die alte Flüchtlingsfrau zu sich holte. Ja, gegen Sommer kam es vor, daß der ganze Dorfnachwuchs in irgendwessen Garten lag, krabbelte, spielte, brüllte, während Oma Kalluhn, ein liebliches, dunkles Bild, über allem thronte. Wenn es im Dorfe hieß: „Geh zur Oma“ oder „die Oma“, dann war das nicht diese und jene leibliche Oma, sondern einfach Oma Kalluhn. Sie wußte über alles im Dorf Bescheid. Sie wußte zu allererst, daß die Kathrin vom Wallfischer sich in den Uwe Gerdes verguckt hatte, weil Kathrin sich eines Abends bei ihr ausheulte. Sie wußte auch zu allererst, daß die Rina ein Kind kriegen würde, und konnte den Jan zurechtrücken, daß er sie zu heiraten hätte, noch ehe die Leute etwas davon merkten. Sogar der Fischer Frees, der in allem ein bißchen abseits vom Dorfe stand, hatte so manchen Abend etwas mit der Oma zu disputieren; Dinge, die niemand im Dorfe erfuhr. Aber es mußte schon etwas sehr Wichtiges sein, denn als es herbstete, hieß es, er wäre in die Stadt gefahren, um eine alte Schuld zu begleichen. Im Laufe der Zeit gab es niemand mehr, der nicht mindestens einmal bei der Oma erschienen wäre, um sich Rat und Kraft zu holen, oder ihrer Hände Arbeit zu erbitten. Oder die Oma erschien wortlos bei diesem und jenem, weil sie fand, daß es nötig wäre. So überall beschäftigt, feierte sie ihren 80. Geburtstag.

Höherenorts hatte man es erfahren, den Geburtstag und alles andere auch. Man erschien, redete sehr viel über sie und zu ihr und einer der Herren äußerte schließlich: sie hätte wohl alle ihre Kinder verloren, um ein ganzes Dorf zu ihren Kindern zu machen.

Oma Kalluhn sah still von einem zum andern, und vielleicht dachte sie zum erstenmal über all diese Dinge nach. Ein wissendes Lächeln lag auf ihrem Gesicht: „Eine Mutter brauchen sie eben alle. Ja. Das ist wohl so!“



DE OAWEBANK

De kleene Bank am Oawe
wår unser scheenster Platz,
do huckd wi all tosamme,
wi du noch werscht min Schatz.

Doa huckd wi ook tosamme,
wi erscht dat Hanske kãm,
on so noah Fieroawend
wi enne Mödd em nähm.

Dänn kãm ook all de Grete
on dänn de Karlemann,
on wedder noah poar Joahrkes
kãm ons kleen Lottke an.

Wi huckde oppe Siede
on twöschemang ons veer —
wi mußde ons oft wundre,
wie groot dat Bankke wår.

On wedder noah a Wielke
mußd noch e Platzke sen
on twöschemang ons beide,
do huckde fief sik hen.

Ons kleenet Oawebankke
heel möt ons jliekem Schrött,
Platz hadd wi wörklich alle:
de Oawebank wuchs möt.

Doch nu, noah lange Joahre,
de Bank wurd wedder kleen.
Nu hucke wi twee Ole
tor Schömmerstund alleen.

Doch koame ons beseeke
de Enkelkes so rund,
dänn wächsd ons Oawebankke
om Fieroawendstund:

Seß hucke mang ons beide,
twee hebb wi oppem Schoot,
on ons ol Oawebankke
es wedder lang on groot.

Ruth Geede

Aus Briefen ostpreußischer Frauen und Mütter,

die noch heute in der Heimat leben

... Bei uns ist es noch sehr kalt. Die Kinder haben alle drei Keuchhusten. Ich schlafe manchmal die ganze Nacht nicht, denn kaum schläft eines ein, so fängt das andere zu husten an. Die größten Sorgen macht mir Beate, sie ist immer in ärztlicher Behandlung gewesen. Jetzt haben wir keine Krankenkasse mehr, so kann ich nicht mit ihr zum Arzt gehen, denn privat kostet es viel Geld.

Wenn ich zurückdenke an mein Leben, so besteht es nur aus lauter Kummer und Sorgen. Als ich elf Jahre hatte, starb meine Mutter. Ich war die Älteste. Außer mir waren noch fünf jüngere Geschwister, die Jüngste war zwei Jahre. Meine Mutter starb in Schwerin, zwei Jahre waren wir im Waisenheim. Als mein Vater uns zu sich nahm, hatte ich kaum vierzehn Jahre, mußte den Haushalt führen und den jungen Geschwistern die Mutter ersetzen. Eine Schwester starb, als sie fünfzehn Jahre hatte. Dann war mein Vater schwer krank. — Die ersten drei Jahre war ich nur glücklich in der Ehe, denn danach war ich schwer krank und mein Mann hatte ein Unglück mit dem Auto in seinem Beruf, nach zwei Jahren das zweite Unglück, wovon ich schon schrieb. Ich denke schon immer, ich kann das alles nicht ertragen, aber der Mensch muß sich an alles gewöhnen...

... habe eine kleine Bitte an Sie. Vielleicht könnten Sie mir bis zum März oder April paar große Zwiebelchen Eisbegonien für Mutters Grab schicken. Hier gibt es von den großen Blüten nicht. Es tut mir so leid, wenn die anderen Gräber so schöne Blumen haben und Mutters Grab so arm ist...

Habe Euren lieben Brief sowie auch das schöne Paketchen mit großer Freude erhalten, dafür ich Ihnen sowie auch Ihrer lieben Mutter von ganzem Herzen danken tue. Morgen werde ich gleich die Knollen auspflanzen, denn der Frühling ist bei uns schon da...

Danke Ihnen nochmals für die Begonien, die sind schon alle aus der Erde raus, doch aufs Grab werde ich sie bis Ende Mai aussetzen, weil der Nachtfrost noch kommen kann, jetzt haben wir auch sehr kalt, nur drei Grad Wärme...

Die Begonien auf Muttis Grab blühen herrlich, zwei sind gelb, eine weiß und der Rest ist rosa und rot. Mein Vater und Muttis Schwestern mußten weinen,

als sie das schöne blühende Grab sahen. Vorigen Sonntag war Kirmis, so hatte ich viel Besuch gehabt, und da waren alle auf dem Friedhof gewesen. Jeder bewunderte die Blumen. Vater läßt Ihnen vielmals danken dafür.

Ich bin jetzt feste am Pilzesammeln, dabei ich meine Groschen verdiene, weil ich sie verkaufen tue, im nächsten Dorf ist die Sammelstelle, wo wir die Pilze verkaufen können. Dieses Jahr sind viele Pilze, am meisten nur Gelbchen. Um vier Uhr morgens gehen wir hier alle schon auf Pilze, und so vergeht uns der Sommer, der dieses Jahr sehr schön ist. Bei der Ernte war ich auch paar Tage Roggen und Hafer binden, wir müssen ja auch für Kartoffeln abarbeiten . . .

. . . Als ich im Jahre 1959 geheiratet habe, hatten wir auch nichts gehabt, kein Pferd und keine Kuh. Auf der Wirtschaft sind die Notgroschen immer zu knapp. Der Vater ist im Krieg geblieben. Mein Mann war auch ein Waisenkind, er hatte auch nichts gehabt. Nach unserer Hochzeit fing gleich das Schuldenmachen an und noch bis heute, weil Geld fehlt auch auf die nötigen Maschinen und Steuer. Und auf Kleider reicht es nicht. Und Sie können mich verstehen, wie schlecht das ist, wenn man im kalten Winter frieren muß. Möchte mein Vater leben, so möchten wir auch nicht so arm dran sein. Jetzt habe ich noch meine kranke Mutter zu unterhalten. Meine Familie rechnet sechs Personen. Meine zwei Ältesten sind Mädels, das Jüngste ist ein Junge. Heute ist es gleich ein Uhr nachts, eher kam ich nicht zum Schreiben, weil es zuviel Arbeit gab. Nehmen Sie es bitte nicht so schwer, daß ich Ihnen so die Not klage. Meiner armen kranken Mutter will ich doch nicht so viel Leid machen, wir vertragen uns alle gut und wärmen uns alle an einem Ofen. Aber das nützt alles wenig, wenn das nötige Geld nicht da ist. Mein Mann sagt, ich soll mir keine Sorgen machen, denn wer den lieben Gott nicht verläßt, den verläßt auch nicht der liebe Gott . . .

. . . Ihr Brief kam am 10. April — man hat es mir im Krankenhaus gesagt — da bin ich schon Mutter gewesen. Am selben Tag abends ist mein Sohn geboren. Vielleicht erinnern Sie sich noch, gerade vor einem Jahr hatte ich Hochzeit. Alles ist ganz gut gegangen. Es ist so, als ob Sie geahnt hatten, daß ein Sohn sein wird, da Sie alles in blau geschickt haben.

Jetzt habe ich etwas mehr zu tun, manchmal gar keine Zeit für mich. Ich kann Ihnen es nicht beschreiben, wie glücklich ich bin, und mein Mann sieht nichts Schöneres auf der Welt, ist ganz verliebt in unseren Sohn. Es ist ein gutes Kind, schläft die ganze Nacht, weint nicht viel. Er heißt Paul . . .



INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Ruth Geede / Mutterchen	3
Johanna Wolff / Der Gang nach Ragnit	5
Toni Schawaller / Mutter / Gedicht	8
Ruth Geede / Das Lächeln einer Mutter	9
Agnes Miegel / Die Mutter	12
Hans Kollwitz / Erinnerungen an meine Mutter	14
Walter von Sanden-Guja / Gedicht	15
Frieda Jung / Schloap seet! / Gedicht	16
Kilian Koll / Mutterlied	17
Ruth Geede / Wie Heiner den Tod suchen ging	18
Ruth Geede / Das Pitschke	20
Martin A. Bormann / Gedicht	24
Annemarie in der Au / Eine Mutter brauchen sie alle	24
Ruth Geede / De Oawebank / Gedicht	26
Aus Briefen ostpreußischer Frauen und Mütter, die noch heute in der Heimat leben	27

ZU UNSERER BILDAUSWAHL

	Seite
Gertrud Lerbs-Bernecker / Steinzeichnung (Ausschnitt)	erste Umschlagseite
Karl Kunz / Meine Mutter, achtzig Jahre alt / Oel	4
Eduard Bischoff / Mutter liest vor / Oel	9
Fritz A. Pfuhe / Karolinen, Tochter des Malers Karl Kunz, Kreide und Kohle, 1941; Foto: Reinhard Friedrich, Berlin	13
Eduard Bischoff / Elke Frick / Oel, 1938	16
Eduard Bischoff / Inge malt! / Zeichnung, 1957	17
Karl Kunz / Rast auf der Flucht 1945 / Aquarell; Foto: Fritz Eschen, Berlin	21
Eduard Bischoff / Kinderkopf / Glasschliff (Ausschnitt)	24
Eduard Bischoff / Heimgang / Zeichnung	26
Käthe Kollwitz / Mutter und Kind / Kreidezeichnung, 1916	29
Eduard Bischoff / Mutter mit Kindern / Wiedergabe des Glasschliffes im Rathaus zu Gelsenkirchen	letzte Umschlagseite

LITERATUR-NACHWEIS

Johanna Wolff / Der Gang nach Ragnit
1. Kapitel aus ihrem Buch „Das Hanneken“

Agnes Miegel / Die Mutter / Auszug aus „Die Meinen“ — Erinnerungen / Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln, bei dem das Gesamtwerk von Agnes Miegel erschienen ist.

Walter von Sanden-Guja / „Gedichte“ / Landbuch-Verlag-GmbH Hannover

Frieda Jung / Schloap seet! / aus ihrem Buch „Auch ich hab' mit dem Schmerz zu Tisch gesessen“ / Gräfe und Unzer Verlag, München.